

Zu diesem Heft

Bernd Oberdorfer

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Oberdorfer, Bernd. 2015. "Zu diesem Heft." Evangelische Theologie 75 (6): 403–5. <https://doi.org/10.14315/evth-2015-0603>.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under the conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:
<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



Zu diesem Heft

Bernd Oberdorfer

Es gibt Texte, die unversehens an Aktualität gewinnen, während sie noch gedruckt werden. Dies gilt zweifellos für den Beitrag von *Ulrich Lincoln*, mit dem wir das letzte Heft dieses Jahrgangs beginnen. Seine Überlegungen zu »Theologie und Exil« gehen nicht direkt ein auf die gegenwärtige Flüchtlingsthematik, fragen aber, was die Erfahrungen des Exils im 20. Jahrhundert austragen für ein theologisches Verständnis von Fremdheit und Beheimatung, auch im Blick auf ekklesiologische Konsequenzen. Wenig überraschend ist der Befund, dass sehr wenige Theologen aus dem nationalsozialistischen Deutschland ins Exil gegangen sind; Tillich war auch hier eine Ausnahme. Überraschender ist dann freilich, dass nach dem Krieg im deutschen Protestantismus das Exil – anders als die Vertreibung! – kaum thematisiert wurde, sodass die Erfahrungen von Exilierten und Emigranten kaum fruchtbar gemacht werden konnten in den Prozessen theologischer Selbstverständigung und kirchlicher Gestaltungswelt im Nachkriegsprotestantismus. Lincoln führt das zurück auf die Dominanz eines volkskirchlichen Selbstbildes, das die Verbundenheit mit dem eigenen Volk als integrales Moment protestantischer Identität internalisierte und die Emigration tendenziell als Verlassen des angestammten Ortes problematisierte. Noch Bonhoeffers Rückkehr aus Amerika 1940 sei geleitet gewesen von dieser Perspektive. Lincoln warnt zwar vor einem inflationären »Jargon des Exils, der durch keine historische Erfahrung gedeckt ist«, plädiert aber dafür, ein statisches Verständnis von Heimat zu überwinden, das »Heimischwerden in der Welt« als »dynamische Gestaltungsauf-

gabe« zu begreifen und dabei das Exil als »Erfahrung der unfreiwilligen Heimatlosigkeit und Nichtzugehörigkeit inmitten einer Mehrheitsgesellschaft« theologisch ernst zu nehmen. Er erinnert daran, dass die alte Tradition evangelischer Sterbelieder durchaus eine christliche »Heimatlosigkeit« kannte, die in der Hinordnung auf die himmlische »Heimat« eine »letzte Freiheit« gegenüber dem Irdischen begründet. Moderne literarische Gestaltungen von Exiserfahrungen – Lincoln nennt besonders W. G. Sebald und Paul Celan – könnten helfen, die Fixierung auf »Heimat« als das »heimliche normative Leitbild des deutschen Protestantismus« aufzubrechen und die »Grunderfahrung von BeFremdung« ekklesiologisch zu integrieren. Eine solche Öffnung für das Fremde sei auch wichtig für den ökumenischen Dialog.

Mit Ökumene beschäftigt sich auch der Beitrag von *Michael Weinrich*. Die ökumenische Bedeutung Karl Barths, so die These, gründe nicht in dessen (durchaus skeptischem, vorbehaltlichem) Engagement für die ökumenische Bewegung, sondern im elementaren Ansatz seiner Theologie überhaupt, genauer: »in seiner spezifischen Entdeckung des Wortes Gottes«. Barths »theologische[s] Grundanliegen« sei gewesen, das Wort Gottes als Offenbarung des lebendigen Gottes menschlicher Instrumentalisierung zu entziehen. Auch in der Offenbarung bleibe Gottes Wort »eben sein Wort« und sei »nicht in die Verfügung der Kirche übergeben [...] und deshalb auch grundsätzlich keiner konfessionellen Verwaltung unterworfen«. In der betonten »Freiheit« des Wortes Gottes liege das »ökumenische Potenzial« von

Barths Theologie. Sie artikuliere ein »vitales Bewusstsein [...], dass die wahre Kirche immer noch mehr ist, als sich je in der geschichtlichen Gestalt einer Kirche verwirklichen lässt«. Deshalb verbiete sich ein »ekklesiologische[r] Exklusivismus«, der darauf abzielt, »das Wirken Gottes [...] einfach für die eigene Kirche zu privatisieren«. Ausgehend von Barth, formuliert Weinrich sechs »ökumenische Zentraleinsichten«, in denen er u.a. betont, dass die Kirche »in ihrer Sendung immer auch über sich hinausgerufen wird, sodass die Tradition nicht als eine rückwärtsgewandte Festung verstanden werden sollte«. Die »weitreichende Vielfalt« innerhalb der Bibel stelle deren Einheit nicht infrage, sondern sei »der spezifische Ausdruck der von ihr repräsentierten Einheit«. Angesichts dessen solle die Vielfalt der Kirchen »weder skandalisiert noch dogmatisiert«, sondern schlicht als »Basis einer theologisch ernst genommenen Gemeinschaft in Verschiedenheit« gewürdigt werden.

Die demographische Entwicklung hat das Altwerden und den (individuellen wie gesellschaftlichen) Umgang damit verstärkt ins Zentrum des Interesses gerückt. *Gerhard Sauter*, langjähriger Herausgeber der »Evangelischen Theologie«, hat seinen eigenen 80. Geburtstag – zu dem ihm nachträglich herzlich gratuliert sei – zum Anlass genommen, dezidiert theologisch darüber nachzudenken. Er diagnostiziert zunächst eine gesellschaftliche Leitbildverschiebung hin auf Jugendlichkeit und Handlungsfähigkeit. Auch im Selbstbild von alten Menschen werde »die Erfahrung von Bedürftigkeit und Angewiesenheit weitgehend aus[geblendet]«. Die Gesellschaft verstehe sich als altersübergreifende Gemeinschaft »Junger, jung Gebliebener und jung Bleibender« (S. Lessenich). Was es im Unterschied dazu »vor Gott« heißen kann, »das Al-

tern an[zu]nehmen«, skizziert Sauter im Anschluss an Ps 90 und Ps 39. »Vor Gott« benenne den »Ort, der Menschen licht und klar werden lässt im Glanz von Gottes Angesicht«. Wenn Beter mit Ps 90 Gott bitten, sie ihr Ende bedenken zu lehren, »gestehen sie ein, dass sie noch längst nicht ausgelernt haben«. Dazu gehöre auch die nüchterne Einsicht, dass Menschen »von vielen und von vielerlei [...] im Alter Abschied nehmen« müssen: »Gott würdigt Menschen, sich loszuwerden, verschränkt mit dem Selbstentzug, dem sie unterliegen.« Dies befreie auch von dem Zwang, die eigene Lebensgeschichte im Rückblick gleichsam neu zu erfinden und zu beschönigen. Christen seien zwar nicht gefeit gegen diese Gefahr der »Selbstrechtfertigung«, könnten aber die Versuchung, das eigene Gedächtnis zu stiften, überwinden »im Vertrauen darauf [...], dass sie von Gott erinnert werden«.

Die beiden folgenden Artikel stammen aus der Praktischen Theologie. Zunächst knüpft *Manfred Pirner* an die besonders von Jürgen Habermas ausgelöste Diskussion um die »postsäkulare Gesellschaft« an, in der eine selbstreflexive, skeptischere Einschätzung der Moderne einer neuen Würdigung der Bedeutung religiöser Traditionen für »moralische Intuitionen« korrespondiert. Auch das Christentum, so Pirner, sei selbstreflexiv geworden: Es anerkenne seine eigene Partikularität und seine »Angewiesenheit auf die säkulare, aufklärerische Vernunft«. Die »adäquate Antwort auf die neue Religionsoffenheit einer selbstreflexiv gewordenen Moderne« sei die »Öffentliche Theologie«. Im Vertrauen darauf, »dass das Christentum inhaltlich einen Sprach-, Wahrnehmungs- und Reflexionsgewinn und damit letztlich einen Lebensgewinn für Individuum und Gesellschaft erbringt«, will sie »»das semantische Potenzial der christlichen Tradition für die säkulare

Gesellschaft fruchtbar [...] machen«. Bei der »Übersetzung« religiöser Inhalte in die Sprachlogiken anderer gesellschaftlicher Funktionssysteme müsse nun auch eine »pragmatische« Dimension beachtet werden: »Die Partizipation an der christlichen Religionskultur erscheint als Voraussetzung für deren Verstehen«. Dies gelte auch für den schulischen Unterricht, wo die Einführung in die »christlich-religiöse Sprache« nicht nur kognitiv, sondern auch performativ erfolgen müsse. Wichtig sei es dabei auch, die SchülerInnen zu »Übersetzungen in ihre Lebenswelt bis hin zur gesellschaftspolitischen Welt« anzuregen.

Auch Joachim Kunstmann geht es um die Erschließung christlicher Glaubensinhalte für die Selbstdeutung von Menschen in der modernen Gesellschaft. Menschen erfahren Sinn primär in Beziehungen, die aber durch eine tiefe »Zweideutigkeit« gekennzeichnet seien. Die Bibel kenne nun eine »drastisch-realistische Einschätzung des Menschen«, die »in ihrer Nüchternheit auch religiösgeschichtlich einmalig ist«. Sie würdige den Menschen als Gottes Ebenbild, beschreibe aber auch sein Scheitern: »Selbstentwicklung, Autonomie und Individualität sind Möglichkeiten geschenkter Freiheit, können aber auf Kosten von Beziehungen gehen. Dann werden sie theologisch als Sünde (Absonderung) qualifiziert.« Kunstmanns Überlegungen zur religionspädagogischen »Grundfrage, unter welchen Be-

dingungen religiöse Gehalte denn als plausibel erfahren werden und Interesse wecken«, kulminieren in der These, dass Religionspädagogik da »bei ihrer Sache [sei], wo sie religiöse Lernprozesse im Sinne gelingender Lebensdeutung beschreibt und strukturiert«. Die religiösen Traditionen müssten auf ihre »Lebensdienlichkeit« und ihre »Erlebnisdichte« hin gefiltert werden. Dieser »am Subjekt und seiner Religiosität interessierte Zugang« sei »nur scheinbar ein individualistischer«. Denn religiöse Bildung habe dort »ihre höchste Plausibilität, wo sie Beziehungen zum Thema macht«. Wie Pirner sagt auch Kunstmann, dass »Religion [...] vor allem durch Religion gelernt« werde. Er betont aber stärker die Unabhängigkeit des individuellen »religiösen Bewusstseins« von der »religiösen Form« einer bestimmten kirchlichen Praxis.

Im »Kritischen Forum« bespricht Günter Thomas den postum erschienenen Aufsatzband »The War of the Lamb« des ebenso streitbaren wie umstrittenen mennonitischen Theologen John Howard Yoder und zeigt auf, wie dieser friedenskirchliche Ansatz auch die friedensethische Debatte im deutschen Protestantismus provokativ beleben kann.

Abgerundet wird das Heft durch eine »ökumenische Meditation«, ausgelöst durch Tizians berühmtes Porträt Karls V. nach der Schlacht von Mühlberg im Madrider Prado.